

helt und Klarheit durchzusehen vermochte, und der Bann der öffentlichen Meinung gebrochen war. Vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet aber sind die Gegenprozesse ein Beweis dafür, daß die Menschheitsgeschichte eine dauernde Aufwärtsbewegung nicht kennt, daß immer wieder schwere und schmerzliche Rückschläge kommen, aber daß auf jede Nacht auch ein Morgen folgt.

Blagen un Blagenlust.

Von Rehter Del, Drexler.

„An Guoddes Stügen is alles gelägen.“ Mett Stügen un Bliden mott man äol anfangen, de Rinner te erreden un all bui tuiten doamett anfangen. „En jung Boimeden is lichte te wienen.“; ower „en ollen Käfel is schlecht dange lächern.“ Et höert äol en ganzen Baden Geduld dertau, nit häoß Engelsgebud, äol en gräot Quantum Fälselgebud. Muin stälige Rächer saggte mannigesmoal: „Lieber die Steine klopfen, als sich mit euch herumslagen.“. Doamoaals dachte id: „Datt is me kein Ernst.“; vandage gloiwe id et. Wie dei kleinen Kuiden de Wegerschalen nio am Aechten sitten hett un nio nit droige Achtern Dahren sind, säo hett äol dei kleinen Blagen nio Twiggelegge an flet, de Dummheit un de Undürre. Mit jeder „kümet düör juine Dummheit düör de Welt“. Wenn äol „Guoddes Barmhertigkeit un eugene Dummheit mannigen in diän Hiämel brenget.“ säo geuht duoch nids iüwer sione richtige Moate von „Welttaufheit“. Annernfalls läst id datt dumme Blage „wuismaeken, uese Hiärquott hiäre Hiärmen und glöwt dat.“ De Inbegrip van Dummheit sind dat „Gäofetuiten, dat Haunergöfeln, dat Gäolenuier.“. Damer met viel Geduld brenget man folt jedem duoch juin richtige Quantum Schlauchheit bui, langsam ower sieler, bui eunigen allerdings „kümet et, wie buim Haijhe de Wiäht.“

Schlämmer äre Dummheit is de Undürre, dei flet opp allerlegge Art iutlobet un frösch genau builaget mäern mott. Diän Jungens mott man wyahl all etwas viel tauflohen. Besonnern im Vertächr met diän Kuiden. Wenn en Jungen un en Kuid buineun sind und daut fid nids, dann döoget se beide nids. Wenn man de Jungens nit häert, dann fächt ne wuot oder se hedet ne Dummheit iut. Wenn se keine Biäze terruittet, dann sind se frank un me günnit duoch lewer diän Schnuider wuot, ät Dokter un Aweihener. Schließlich kann en Junge nit immer opp Weggern gohn, denn „biu de Haden, säo de Baden.“. Un wenn se muol ananner geraott, fall man fid nit dertüsten misten. „Moamers fölt ümme Hauhner un Blagen keinen Struit anfangen“ un „Bei fid met Blagen angitt, tredet diän Kiörstien.“ Wenn et ower muol ärnst wäet, dann mott äol de Jungens wietten, dat se nit bläot „de Kräggen im Sulerlanne wahren“ oder „annere Diunen opp em Dael hewwen driewet.“ Süß können se wuohf ächtern Hiämel kumen un möchten dann uesem Hiärquott de „Wuiwitte heuen“.

Junge Mädens hett wuier annere Mäde. „Junge Doiers blät am leibesten viärm Speigel.“ Annere bekümmert fid gärne iüwer ungelagte Wegger. Wuott „spigget ät ne Hessebock“ oder klägget wie en Rättten.“ Wenn ower „Mädens fleutet un Hauhner trägget, wäert 't Tuitt, datt me ne de Hälse ümmebrägget.“ Lustig un begierig opp et Räern fall äol datt junge Mäden sein, ower „alles wieten is Nase beschieten“ un „En Mäden opp jeder Rattenkärmisse un en Daut bui jeder Wäste, doa hält me nit viel van.“

„De Appel fällt nit wuit vom Stamme.“ En guott Buiispiel von Ellern un älteren Süstern un Bräuers helpt am besten, dat dai gueren Anlagen in jedem Kinde iüwer dai schlechten Häer wäet, ower äol ümmegefahrt. „Bläe mit fliör, säo bläe id di noa.“ „Wui spielt Mann un Frugge, saggte de Junge, ät hei juir Süster schlaig, doa frougere de Mutter, wäet se mäeken.“ — „Mele Baer schlätt uese Mömme, uese Mömme schlätt mit, un id schloache uese Hütte.“ Exempla trahunt — Beispiele ziehen. Datt hett, wenn äol etwas gruoff: „Wenn eune Kauf naetel, blücht de annere diän Stäet häoge.“

Taum gueren Buiispiel mott niäwen der gueren Angelehnthe (Wu me de Goise wiänt, säo gott sel) stännige Oppficht tuemen. „Wenn de Käte nitt dao is, dann springet de Wiäse iüwer Diste un Bänke.“ Un wenn de Ellern nit oppasset, dann gott de Blagen „Rättten ter Bäume.“ „Ne guere Mutter silt met eunem Neoge mehr ät de Mutter met beiden“ — wenn diän Rinnern wuott fäht, ower wenn se moal flügge sind,

Besonnern de Mädens, dann gott Batter un Mutter saeren verde met verbunnenen Neogen, bis et telate is. Se vergäet, dat „gure Doiers un guere Göffeln buituiten int Hius kuomer.“ Gellägenheit mäket Deime un wenn de Goise Baeter seht, dann tuottert ne de Aechte.“ Säo hiätt fil manniger selweist ne Rauhe bunnen, wenn de Blagen fid wuott anwiehern, boe man nit an dachte, wenn dat „Mäden en Plad an der Mogge harz, diän man nit affwisten kann.“

Taum Rinnerertreden höert viel Reifte un Geduld, ower äol viel Strenge. Von Anfang an mütt dai kleinen Trabanten opp et Moart pareuern. „Man mott Rinner leif hewwen, se driewert bläoß nit wieten.“ Datt hett, wenn se grötter wäet, duoch, un wenn se vernünftig froaget, mütt se äol ne vernünftige Antwort hewwen. „Düör Froagen wäet man laut“, nit dat alleme, datt ne verlännige Mutter oder en Batter seggt, briudet de Blagen dann nit bui annern te froagen. Alles mott eus im Gueren versocht wäern, „met Gewolt kann man ne Biggeluine am Eufbäum kuorischlohen un hiätt duoch kein Brandhoff.“ Düörme hiätt uese Hiärquott Batter und Mutter buineun giewen, dat se fid giegenfuitig ergänet. „Vom Baer de Struipen, van der Mömme de Salve.“ Un duoch mütt beide buineunholen. „Wenn de Mutter nit „neu“ seggen kann, lächrt de Rinner nit „lau“ seggen.“ „Mannige Mutter begriäwet diän Knüppel met diän Mann in der Järe.“ Dann lächrt de Junge nit pareuern un deshalb äol nit kummebeuern. „Bei ower nit hören well, mott feuhlen.“ Wenn kein Bligen un Duernern (Mägen un Düggen) mäht helpt, mott et inschlohen. Un wenn dat Kind Schädte grünt, et wäert me kein Et kaputt schlafen, un Blagen hasset äol nit, wenn se feuhst, datt de Stroafe verdennt is: „Schläge leiwet.“ Rinner, bei gärne fröchtel, fölt äol iähren Räohn hewwen. „Rinnerhand is lichte te fallen.“ — Man kann Rinnern met ner Kleinigkeit en Plafener maeken.

Rinner mütt ährlich un fluitig sein. „Reigen fött taum Bedreigen, Schnuden (Naschen) taum Stähslen.“ „Bei lügg, dei stiecht äol.“ — „Bei eunmol stiecht, is alltud ne Deiw.“ Sind de Blagen fluitig, dann hett et nit „Viele Rinner — viel Verhinner“, vielmehr: „Viele Rinner — viel Hülpe.“ Besonnern en Mäden mott glogge un gau wie ne Imme sein; „ei draff nit äolange stille stohn, ät en Biäggelken en Sträohhaln oppniehmet.“ Junge Mädens hett jü wuohf en Gesicht wie en Suemerappel, ower et hölt fil nit. Batt se ower lächrt hett, dai stiecht ne kein Deiw un frietel kein Ruie, dat digget biätter, ät en Saal vull Kräondahlers im Briutshatt. „Junge, fall dai Saete diggen, muost diu ne blaose Schüörte frigen.“

Renstlichkeit un Uebndlichkeit jiert äol besonnern dat junge Mäden. En Gesicht „wie en Wötken vull Duiewels“ päset näc niemuol opp en Soaterdag, obwuhl et hett: „Soaterdags keldet man dat Mäden von ächten, Sunndags van vuörne.“ Höchstens en Quol im Strumpe is Soaterdags gestattet. „Bei Soaterdags kein Quol im Strumpe hiätt, is nich ährlich.“ Im liowrigen ower is: „Biätter en Quol ät en Quol.“ Bui kleinen Blagen hällert jü wuohf nio nit säo genau: „De tuwolligsten Blagen — de stöärigsten Frauulie.“ Säogar wäet saggt: „Se mäht Schädte in der Jugend — je mehr Verstand (Schoinheit) im Aller.“ Un duoch mag man en „Schmäthamel“ un en „Schnottläpel“ nit luten.

Jungen Duten steuht Hilfslichkeit un Bescheidenheit. „Se mott ois tuemen, äher se gott.“ Dat mütt se faelen hören, wenn se dat Muil bis ächtern Hals uoppuitet, oder „Broahl dui wuott, dann hiätt de wuott.“ — Diu bist en baes Fleut klär wuott in.“ Guere Blagen sind met wuott te tefriärn. „Biätter en halw Ei ät ne luigen Dopp.“ Wenn et nit anners is, dann sind se all tefriärn, wenn se met „Suißluwestdärefen noa Nigends ioihert“ oder wenn iähne en „silwern Nigken“ mettbracht wäert.

En jung Mäden fall „glogge wie en Leggeheunek“, ower nit „säo lotpst ät ne Tiemen (Ruie) sein.“ „Guere Hauhner gott buituiten opp de Wuime.“ — „Ne sittige Zule is biätter ät ne wippftrige Fäcker.“ Duoch fall et äol kein „Muilopp“ sein un et Gesicht nit opp de Schäume hangen loaten; denn bläoß „lustige Doiers giet tahme Fruggens.“ Ower de Kräonen van allen is Friemigkeit (Se is tau vielen Dingen nütte.). Jährfuorcht giegen olle Lui (Oller geuht wiör, saggte Julienpeigel — doa schmiert hei de Olste de Trappe runner) un Mißleid gegen alles, bat Nätot litt. Schon kleine Blagen wärd lächrt: „Giw iähm wuott mett, siis blött me ett Hiärte.“ — „Wenn ein Biädeler diän annern wuott mett gitt, dann frögget fid de Engelles im Hiämel.“ (Fortsetzung folgt.)



Nr. 5

26. Mai 1928

10. Jahrgang.

Zur Frage der Heimatmuseen.

Die Tatsache, daß der Heimatgedanke immer mehr Boden gewinnt, ist sehr zu begrüßen. Sie gibt sich auch darin zu erkennen, daß heute die Heimatmuseen wie Pilze aufsteigen. Auch das ist im allgemeinen freudig zu begrüßen, denn sie können gute Erziehungsarbeit am Volk leisten, und in ihnen findet manches Stüd eine dauernde Stätte, das sonst über kurz oder lang der Allgemeinheit vielleicht verloren gehen würde. Trotzdem erheben sich einige Bedenken, an denen man nicht ohne weiteres vorbeigehen sollte. Sie gelten weniger der oft umstrittenen Frage, ob es nicht wünschenswerter ist, daß ein schönes, seltenes Stüd in einer größeren Sammlung Platz finde, wo es vielleicht eine fühlbare Lücke ausfüllt und so mithilft, eine kleinere oder größere Entwicklungsperiode vor Augen zu führen, als daß er in einem mehr oder weniger passend hergerichteten Raum irgendeiner Kleinstadt ein verborgenes Dasein führt. Aber diese Frage legt eine andere nahe: wie es in diesen Heimatmuseen mit der Konservierung der Sammlungsgegenstände bestellt ist. Was kommt da nicht alles zusammen! Waffen und Wappentafeln, Hausgeräte und Urkunden, Tierpräparate und Münzen, ferner Kleidungsstücke, Schmuckstücke, Erze, Fäbren und vieles, vieles andere. Nun kommt es nicht nur darauf an, dieses Allerlei richtig zu ordnen und geschmackvoll auszustellen, was durchaus nicht so leicht ist, sondern es entsteht die noch viel wichtigere Frage, was denn geschehen muß, damit alle diese so verschiedenen Dinge gut erhalten werden. Dazu gehört Erfahrung, und es ist mehr als zweifelhaft, ob diese neben dem guten Willen, der allein nicht ausreicht, auch überall vorhanden ist. Holz will anders behandelt sein als Seide, und Seide anders als Wolle, Eisen anders als Stahl, Messing verlangt eine andere Pflege als Kupfer und Zink, die in ihm enthalten sind, Tierpräparate sind anderen Gefahren ausgesetzt als Delbilder, und diesen Gegenüberstellungen ließe sich noch eine ganze Reihe anfügen. Wer da weiß, welche Rolle in den größeren Museen die Licht- und Staubfrage spielt, wieviel Wert auf den Bau und die besten Verschluß bei Schaufasten und Glasfächern, auf die Regulierung der Luftwärme und der Feuchtigkeit gelegt wird, muß zugeben, daß es mit dem Sammeln und Ausstellen von tausend verschiedenen Gegenständen an irgendeiner mehr oder weniger passenden Vertiklichkeit noch nicht getan ist. Es kann gewiß der Fall eintreten, daß ein wertvolles Stüd, das bisher an einer ganz unzureichenden Stelle aufbewahrt wurde, jetzt im Heimatmuseum eine Stätte findet, wo es durch gute Pflege dauernd gerettet ist; es ist aber auch sehr gut möglich, daß das Umgekehrte eintritt, daß beispielsweise eine Holzschmuckerei, die bisher in einem guten Bürgerhause durchaus pfleglich behandelt wurde, in ein Heimatmuseum wandert und dort ihren Platz

neben einer andern findet, in der der Holzkäfer nagt; das Bohrmehl wird jede Woche fortgekehrt (oder auch nicht), und nach Jahresfrist pocht die Totenuhr lustig in dem neuen wertvollen Stüd, um es nach wenigen Jahren ganz zum Zerfall zu bringen. Die Gefahr wird besonders groß, wenn ein Wechsel in der Leitung eintritt, wenn diejenige Persönlichkeit, die das Heimatmuseum mit ins Leben rief und für dessen Pflege die nötige Liebe und auch wohl für seine Aufgabe das nötige Verständnis hatte, ersetzt werden muß. Es wird nicht immer leicht oder gar möglich sein, in kleineren Orten geeignete Leute als Erjay zu finden, und dann kann leicht als Folge eintreten, daß das ganze, mit Begeisterung einst ins Leben gerufene Werk in wenigen Jahren völlig verfällt, und mit ihm vielleicht unerfessliche Werte. Wenn diese Bedenken hier geäußert werden, so sei damit nicht den Heimatmuseen ein Verdammungsurteil gesprochen. Es sollte in jedem Umdeitel ein Ausschuß von Fachleuten gebildet werden, dem sie sich freiwillig oder — wenn nötig — unfreiwillig unterstellen. Dieser Ausschuß würde den Heimatmuseen auf alle Fragen fachmännische Auskunft erteilen, und wenn er verpflichtet würde, sie in bestimmten Zeitabschnitten regelmäßig zu besuchen, auf Gefahren, Unrichtigkeiten und Verbesserungen hinweisen und für die Abstellung der erkannten Schäden und Fehler zu sorgen, so wäre damit schon viel erreicht. Es stehen große Werte auf dem Spiel; es heißt daher rasch ans Werk gehen! Die Heimatpflege könnte dabei nur gewinnen!

Unsere Kirchen und ihre Patrone.

(Schluß.)

Stände-Patronen

Es entspricht durchaus dem Charakter des Mittelalters, daß nicht nur die einzelnen Gemeinden, sondern auch einzelne ihrer hervorragenden Stände besondere himmlische Patrone erwählten und verehrten. So wählte der Ritterstand den großen Himmelsfürsten, den Erzengel Michael, dem bei uns die 1750 erbaute Kirche in Berge geweiht ist.

Dazu kommen die hl. Märtyrer, die wegen ihres tapferen Kampfes von den Römern verehrt wurden. An erster Stelle steht St. Georg, der sterbend den „Drachen“ des Heidentums besiegte. Ihm sind die Kapellen in Schaller, Mittenmellrich (1716) und Westereiden (1873) geweiht. In Mittenmellrich war die ehemalige Burgkapelle seinem Schutze unterstellt.

Auch der hl. Christophorus war ein Lieblingsheiliger der Ritterschaft. Er war Kirchenpatron in Hirschberg, dem ehemaligen Orte des Jagdschlosses des Kurfürsten zu Köln. Die

Der eigentliche Bürgerpatron war

Als Patron des Bürgerstandes tritt St. Nikolaus besonders an solchen Orten hervor, in denen die Bürgerschaft im Gegensatz zu Schloß- oder Stiftskirchen sich befand und ihrem Bürgerpatron besondere Kirchen erbaute.

In Lippstadt ist von der alten im romanischen Stil gehaltenen Nikolaikirche nur der noch Anfangs des 14. Jahrhunderts entstandene Turm noch vorhanden, der seit 1835 das ehemalige Satteldach mit Dachreiter ein vierseitiges giebelförmiges Dach trägt, das in eine schlanke achteckige Spitze ausläuft. Wegen eingetretener Baufälligkeit und wegen Raum mangels mußte die Kirche 1872 abgebrochen werden. Der Neubau erfolgte in den Jahren 1872—1875 nach den Plänen des Baumeisters Gildenpennig aus Paderborn durch den einheimischen Bauunternehmer Pehle als vierjochige gotische Hallenkirche von einfachen und doch edlen Formen.

Die hl. Agathe genoß als Beschützerin gegen Feuersgefahr im ganzen Lande Verehrung. Ihr Bild findet sich in vie

Die Ordenspatrozinien
haben den Klöstern ihre Entstehung zu verdanken, indem

Allgemein-kirchliche Patrozinien
sind solche, von denen sich nicht feststellen läßt, wie sie entstanden und weshalb gerade sie gewählt worden sind.

Ihrer Hl. Mutter Anna sind Kapellen in Hirschb. Gemarken und Watzringhausen geweiht. Letzte im Jahre 1686 erbaut und zum Andenken an das frühere A. Innenborn hieselbst dem Gguge der Hl. Anna unterstellt den, während in der alten Klosterkapelle Maria Hauptpatronin und Anna Nebenpatronin war. Das Kloster soll im 1408 mit dem Walburgisstifte in Oest vereint worden

Maria Magdalena kann auf eine ältere Verehrung
blicken. Ihr sind die Kirche zu Eßeln und die Kapel

hausen und Böbblinghof unterstellt.

Dem Evangelisten Johannes sind Kirchen in Westertotten und Altenrütten unterstellt, während die Kapelle in Eggeringhausen den Schutzpatron Böhmens Johannes von Nepomuk verehrt.

Unsere Patrozinien, sagt Kampshulte, der gründlich

en

Von Dr. M. Kollofrath.

Die Nummer der Heimatblätter wurde

Die Wurzeln des Hexenglaubens reichen in die graue
Zeit zurück. Die Erklärung des Wortes „Hexe“ ist umstri-

seine Ableitung aus dem altthohobäischen „hagajusa“ (to-
hiert hagajusa) u. damit die Deutung als „Waldhändler“ (so-
ge), schon deshalb anfechtbar, weil „hag“ nicht „Wald“ son-
dern „Einfriedigung“ heißt. Aber abgesehen von diesen etymo-
logischen Schwierigkeiten, auch in den mythischen Gehalt
für die Mythologie und Kulturgeschichte gleich wichtigen
Sens ist man noch immer nicht restlos eingedrungen. Mit
(Germ. Mythologie) ist wohl anzunehmen, daß die
sich aus dem allgemeinen Begriff der „Unholde“, die
Ursprung im Seelenglauben haben, herausgebildet haben.
Schiedene parallele Vorstellungen im altgermanischen
u. Hergenglauben scheinen dies auch zu beweisen. Gleich-
Seelengeistern hatten auch die Hegen ihr Nest im Witten-
Daß sie in schwarzen Gewitter- u. Hagelwolken daher-
gedacht wurden, spricht ebenso für einen Zusammenhang
dem heidnischen Seelenglauben, wie die den Hegen
nende Proteusnatur, d. h. die ihnen zugeschriebene Ver-
fälschungsfähigkeit in verschiedene Tiere. Bei den alten De-
galtten die Berge als besonders bevorzugter Aufenthaltss-

Wie kommt es aber, daß diese artheologischen Vorstellungen nach so vielen Jahrhunderten, nachdem längst das Christen-

Eine Zunahme abergläubiger Vorstellung tritt dann zweifelhaft um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts ein.

Hierfür lassen sich verschiedene Erklärungsgründe führen. Zunächst sind es einmal die orientalische Eindrücke wie die durch die Kreuzzüge und das allmähliche Eindringen arabischer Wissenschaften und Pseudowissenschaft (Astronomie, Alchemie) bedingt waren. Auch die großen Seuchen und Pestdemonien — man denke nur an den schwarzen Tod, dessen Wüsten die damaligen Menschen fast machtlos gegenüberstanden —, Hungersnöte und Ueberschwemmungen, die Europa damals heimlich, zeitigen neben manch schönen Blüten tief religiöser Erneuerung (Gründung des Franziskaner- und Dominikanerordens) doch allmählich eine Seelenpannung, die für die Aufnahme des Aberglaubens ein nur zu günstiger Boden war. „Ganz besonders am Rhein und im oberen Deutschland,“ sagt ein zeitgenössischer Geistlicher, „griff der alte heidnische Glaube an die mannigfach verborgenen Zaubertünke und Ausfälle der Hexen mit verstärkter Gewalt um sich: kirchliche Verordnungen gegen das Unwesen blieben vielfach kraftlos.“ Von letzterem Verhängnis aber wurden die um diese Zeit zahlreich entstehenden gnostisch-manichäischen Sekten. Diese verknüpften mit ihrer dualistischen Lehre vom guten und schlechten Prinzip die Anschauung, daß im Diesseits das schlechte Prinzip vorherrsche. Diese Lehren wurden, weil unvereinbar mit dem christlichen Glauben, von der Kirche als Ketzerei und ihre Verfolgung der Inquisition übertragen. Verurteilt durch verschiedene äußere Ähnlichkeiten trat allmählich Gleichsetzung der beiden Begriffe „Ketzerei“ und „Hexerei“ ein, so daß auch für die Verfolgung des letzteren Deliktes die Inquisition zuständig wurde. Der erste Hexenprozeß ist noch im Jahre 1235 zu Trier, die erste Hexenverbrennung

1000

Diese verhängnisvolle Wendung in der Beurteilung Heremunweijens hat nicht zuletzt eine Schrift heraufbeschwor

die 1487 zu Straßburg zwar als Privatdruck erschien, aber sehr bald das allgemeine Geheißbuch für die Hegenprozesse wurde. Der Hegenhammer. Seine Verfasser, Heinrich Infinito und Jakob Sprenger, haben sich hier ein Denkmal gesetzt in den traurigsten Kulturdokumenten gerechnet werden muß. Dieser Hegenhammer gibt eine förmliche Prozeßordnung, eine genaue Anweisung für die Ueberführung der Beschuldigten, ebenso für die Anwendung der Tortur. Daraus erklärt sich, daß die Hegenprozesse der folgenden Zeit eine gewisse Höhe förmlichkeit aufwiesen. Erstaunend ist dabei die Beobachtung, wie leicht die Verächtlichung eintreten konnte — ein Mordmal wurde z. B. unter Umständen als „Hegenmal“ angesehen und wie einfältig die sogenannte „Hegenprobe“ gehandhabt wurde, jenes Beweisverfahren, das über Leben oder Tod des Opfer entchied. Daß diese Unglücklichen, meist in der Tortur noch gezwungen wurden, Mittäte anzugeben, mußte natürlich zu einer immer größeren Ausdehnung der Verfolgung führen. Wie oft mögen da auch Haß u. Neid mitgewirkt haben, um diese Weise einen unliebsamen Gegner oder Nachbarn ein für allemal unschädlich zu machen. Der Umstand ferner, daß das Mogen der Verurteilten der Konstitution derselb, hat nicht fäh mögen der Habsucht Tür und Tor geöffnet.

Mag in den kriegereichen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts auch die Zahl der Vergehens und oft widernatürlichen Verbrechen eine erschreckend große gewesen, mag unter als „Here“ Beurteilten manch witzlicher Verbrecher gewesen sein, das eine steht fest, die meistaus größte Anzahl Opfer heftig unschuldig den Scheiterhaufen, den dings viele von ihnen der sog. „wundersamen Befragung“ rohen Hentferbänden vorzogen. Wer eben einmal im „Scheiterhaufen“ lag, der versich die traurige Gewölbe meist nur mit dem letzten Weg zum Richtplatz.

einmal: auf einem Kriege, auch in den Zeiten der schließlichen
Es hat allerdings nicht, auch in den Zeiten der schließlichen
Verfolgungen, an vernünftigen Männern gefehlt, die die
Treiben entgegenzutreten den Mut hatten — die Namen
Protestanten Dr. Johann Beger und des Jesuiten Jo-
Spec verdienen hier an erster Stelle genannt zu werden —
es vergingen doch Jahrhunderte, bis sich der Geist der